

btb

Buch

Alexander von Brücken lernt Sofie in den Bombennächten des Zweiten Weltkriegs kennen. Er ist Sproß einer Dynastie von Fabrikbesitzern, sein Vater verkehrt mit den Größen des Nazi-Regimes. Sofies Eltern arbeiten in seiner Fabrik, erst die Enge der Luftschutzkeller führt die Kinder zusammen. Doch einen Kuß von Sofie gibt es nur gegen Geld. Denn Alexander von Brücken ist reich, er bleibt es sein Leben lang. Und ein Leben lang bleibt er besessen von Sofie. »Eros« erzählt die Geschichte einer unerfüllten Leidenschaft: Wo endet Allmacht, die in Ohnmacht umschlägt? Alexander von Brücken kann sich jeden Wunsch erfüllen, nur den einen nicht. Er nutzt sein Vermögen, um ein anderes Leben zu erkunden, zu begleiten – und zu beeinflussen. »Eros« verfolgt zwei Menschen in einem Versteckspiel durchs Deutschland der Nachkriegszeit – bis in die Untiefen einer Terrorszene, die keine Aussteiger duldet, und bis in den Unterschlupf eines Stasi-Plattenbaus. Es ist die Jahrzehnte überspannende Geschichte eines Jägers und seiner liebenswerten Beute: Ein Roman auf Liebe und Tod.

Autor

Helmut Krausser, geboren 1964, lebt in Berlin. Zuletzt erschien der Gedichtband »Plasma« und der Roman »Kartengeschichte«. Seine Romane »Der große Bagarozzy« und »Fette Welt« wurden fürs Kino verfilmt.

Helmut Krausser bei btb:
Thanatos. Roman (72255)

Helmut Krausser

Eros
Roman

btb



Mix
Produktgruppe aus vorbildlich
bewirtschafteten Wäldern und
anderen kontrollierten Herkünften
Zert.-Nr. GFA-COC-1223
www.fsc.org
© 1996 Forest Stewardship Council

Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100
Das für dieses Buch verwendete FSC-zertifizierte Papier *Munken Print*
liefert Arctic Paper Munkedals AB, Schweden.

1. Auflage
Genehmigte Taschenbuchausgabe März 2008
Copyright © 2006 by DuMont Literatur und Kunst Verlag, Köln
Umschlaggestaltung: Design Team München
Umschlagmotiv: Zero, München
Satz: Uhl + Massopust, Aalen
Druck und Einband: Clausen & Bosse, Leck
MM · Herstellung: BB
Printed in Germany
ISBN 978-3-442-73675-1

www.btb-verlag.de

Niemand knetet uns wieder aus Erde und Lehm,
niemand bespricht unseren Staub.
Niemand.

Gelobt seist du, Niemand.
Dir zulieb wollen
wir blühen.
Dir
entgegen.

Ein Nichts
waren wir, sind wir, werden
wir bleiben, blühend:
die Nichts-, die
Niemandrose.

Paul Celan

Dorn. Nie Masse.
Minna des Eros
deines Romans –
sondereinsam,
im so rasenden
Daemonenriss
maroden Seins,
das sie normen.

Dann reim es so.
Mein so andres –
o send es mir. An
Nemos Eisrand,
an Nimrods See,
Niemandrose,
Ordensname: I. S.
Denn Amor seis.

Inge Schulz
(geprüft und für unbedenklich befunden)



Vorabend

Ohne viel von ihm zu wissen, außer dem wenigen, was es hier und da zu lesen gab, und ohne ihn je gesehen zu haben, außer auf schon angegilbten Fotografien, war er mir widerlich. Dennoch reiste ich an, als er mich rief. Wer meiner Kollegen wäre seinem Ruf nicht gefolgt? Alle, ausnahmslos alle hätten sie ihre Neugier gestillt.

Auf der Zugfahrt, die mich zu ihm brachte, war ich ein Mann in zerrütteten Verhältnissen, der einen Mann von sagenhaftem Reichtum besuchen würde, zu einem mir unbekanntem Zweck.

Unterlassen Sie die kleinlichen Fragen. Kommen Sie, schrieb er, Sie werden es nicht bereuen, versprochen.

In dieser Formulierung lag Arroganz und Magie. Mir graute vor der Faszination, die sein scheinbar großmütiges Versprechen auf mich ausübte. Ich schwor, mich nicht kaufen zu lassen, zu keinem Preis – und wußte im selben Moment, daß, wer solche Schwüre leistet, die drohende Gefahr nicht nur spürt, sondern ihr entgeneilt. *Mit der Verlockung ein wenig zu spielen, ja, das nimmt man sich vor. Ein Angebot, gleich welcher Art, zu erhoffen, zu prüfen, schon um Geltungsdrang und Eitelkeit zu füttern, auch dies erlaubt man sich im voraus. Sich aber vorzunehmen, dann, danach, standhaft zu bleiben, grenzt bereits an Selbstbetrug.* Diese Sätze schrieb ich in mein Notizbuch, während grauer, aufgewirbelter Schnee die Fenster des Abteils erblinden ließ.

Das letzte Foto, das Alexander von Brücken zeigte, war vor mehr als zwanzig Jahren entstanden. Seither schien es niemandem gelungen zu sein, ihn vor das Objektiv einer Kamera zu bekommen. Es hieß, er lebe zurückgezogen auf seinem Schloß

im südlichen Oberbayern, umgeben von wenigen Bediensteten.

Das stürmische Winterwetter steigerte meine Furcht vor ihm und vor mir selbst. Auf dem winzigen Provinzbahnhof angekommen, suchte ich vergeblich nach einem Kiosk, um irgendetwas zu kaufen, vielleicht einen Schnaps. Außer mir entstiegen nur drei angetrunkene ältere Damen dem Zug, in Faschingsverkleidungen, johlend und kichernd. Neidisch sah ich ihnen hinterher. Auf dem Bahnhofsvorplatz wartete ein großer schwarzer Daimler, mit einem Chauffeur, der zu seinem grauen Sacco eine schwarze Trainingshose trug und Turnschuhe. Er machte keinerlei Anstalten, mich zu sich zu winken, saß einfach im Wagen, die Tür halb offen, und hörte Schlagermusik im Radio. Es war Sonntag, halb sechs Uhr abends und schon fast dunkel. Ich mußte lachen. Lachte, beinahe verzweifelt, das zugeschnittene Dorf an, dessen Silhouette Mühe hatte, sich aus dem wirbelnden Grau des Sturms herauszuschälen. Ob er, fragte ich den Fahrer, ohne meinen Namen zu nennen, auf mich warte? Er, ein korpulenter, dümmlich wirkender Mensch, nickte und bat mich einzusteigen. Die Lichter aus den Fenstern der umliegenden Häuser schienen mich zu betrachten. Der Wagen legte kaum zweihundert Meter in der Minute zurück, kämpfte sich vorwärts durch die Schneemassen, bog von der Landstraße ab in eine von wenigen Laternen beleuchtete Allee. Ich sah über die rechte Schulter des Fahrers nach vorne, in Erwartung des Schlosses. Und bekam etwas zu sehen, für das die Bezeichnung Schloß prahlerisch war, ein Schlößchen vielleicht, ein zugegeben eindrucksvolles Herrenhaus neogotischen Stils, von einer zwei Meter hohen steinernen Mauer umgeben.

Pforten schwenkten auf, die Räder drehten kurz durch, ein Garagentor hob sich. Die Garage war kaum größer als die einer Doppelhaushälfte, dem Gebäude unangemessen. Der Fahrer parkte, stieg langsam aus und öffnete mir die Tür. Neben ihm stand plötzlich, wie aus dem Nichts, ein älterer schlanker

Mann im grauen Zweireiher, mit scharfen, adlerhaften Zügen und hellen, graublauen Augen.

Er stellte sich, ohne mir die Hand zu reichen, als Keferloher vor, Lukian Keferloher, von Brückens Privatsekretär. Kein sehr herzlicher Empfang, sachlich, höchstens. Er entschuldigte sich für das Wetter, erstaunlich, und bat mich, ihm zu folgen, öffnete eine Metalltür und stieg eine steinerne Wendeltreppe voran, zwei, vielleicht drei Stockwerke nach oben. Wir betraten durch eine sehr schmale Tür einen hohen, von elektrischen Kandelabern gedämpft erleuchteten Raum oder besser: Saal, spärlich möbliert, mit holzgetäfelter Decke. Vor den gelbgetönten Fenstern Schneegestöber. Leises Pfeifen im Gebälk, wie ein Kind durch eine Zahnlücke Luft stößt, mit der Unterlippe als Flatterzunge, fast ein wenig anzüglich in den Oberönen, aber die konnten meiner Einbildung entspringen, mich fro: Keferloher deutete in den Saal und schloß kurz die Augen, wohl die knappste Art, eine Verbeugung anzudeuten.

Der Richtung seines halb ausgestreckten linken Arms folgte ich drei Schritte.

So bekam ich *ihn* zum ersten Mal zu Gesicht. Von Brücken saß in einem wuchtig verzierten Ledersessel, an einem ganz und gar leeren Schreibtisch aus Kirschholz. Erhob sich nicht, um mich zu begrüßen, wiewohl er den Kopf schräg legte, wie in Erwartung einer Qual.

Ich trat mit schnellen Schritten, Selbstbewußtsein demonstrierend, zu ihm hin.

Als würde ihm, spät, aber doch, bewußt, daß der Empfang beleidigend wirken könnte, senkte er den Kopf und hielt mir, ohne sich zu erheben, die rechte Handfläche hin, sie zitterte leicht.

Vor dem imposanten Kirschholztisch stand, beinahe niedlich, eine Art Schemel, auf dem er mich Platz zu nehmen bat. Ich sah ihn an. Frech und tapfer, wie ich es mir vorgenommen

hatte. Kühl, leicht herablassend. Und er sah wiederum mich an, anders, als ich es erwartet hatte. Müde, traurig, fast bit-tend.

Laut Brockhaus war er über siebzig Jahre alt, 1930 gebo-ren. Mein erster Eindruck war der eines entschlossenen Men-schen, dessen Zeit immer schon knapp gewesen war, die nun aber, noch knapper geworden, nach äußerster Effizienz ver-langte. Ich erwartete von daher, daß er sein Anliegen in schnel-len, zackigen Sätzen vorbringen würde, stattdessen musterte er mich, lange schweigend, bevor er seufzend, fast erleichtert murmelte:

»Nun sind Sie endlich da. Danke.«

Ich wußte nichts zu erwidern, fühlte mich geschmeichelt, fühlte mich korrumpiert, nickte, nickte wissend, obgleich es nichts zu wissen gab.

»Sie sind von allen Künstlern, die ich kenne, der beste. Es ist mir, lassen Sie mich das sagen, eine Ehre, Sie hier zu Gast zu haben.«

Ich hätte nie gedacht, daß er einen solch sicheren Geschmack besaß.

»Danke«, antwortete ich knapp und fügte, betont schnell und zackig hinzu: »Ich bin sehr gespannt.«

Seine Lider flatterten, als wäre ihm Staub in die Augen geraten. Er rieb sich das rechte Auge mit einer diskreten Bewegung der zitternden Hand und sah auf den leeren Schreibtisch vor sich. Dann legte er den Nacken zurück und rieb ihn am Sesselleder, was katzenhaft wirkte und ein bißchen – ordinär, habe ich da-mals spontan gedacht, heute würde ich es gequält nennen.

»Es wird Zeit, etwas festzuhalten. Nicht unbedingt mein Le-ben, aber die Geschichte einer Liebe. Meiner Liebe. Sie ist bis-her unerzählt, muß aber erzählt werden, sonst geht sie verlo-ren und ist nie geschehen. Ich möchte, daß Sie ein Buch für mich schreiben. Einen Roman.« Er machte eine lange Pause,

vielleicht hoffte er auf eine schnelle, zackige Antwort. Mein Schweigen mißfiel ihm, er hob, kaum hörbar seufzend, zu einer Erklärung an.

»Was geschrieben steht, ist auf gewisse Art geschehen, es ist mein Weg, etwas sehr Geheimes öffentlich zu machen. Der Mensch, den es betrifft, wird nie davon erfahren, und doch ist es für mich, als *würde* er es erfahren, wenn Sie es niederschreiben, allein, weil die Welt davon erfährt.« Erneut eine lange Pause, weniger kalkuliert diesmal, er suchte nach Worten.

»Was ich diesem Menschen angetan habe, wird so nicht entschuldigt und nicht ungeschehen gemacht – aber durch die Veröffentlichung des Verbrechens, durch die Bekanntgabe eines Unrechts, glaube ich, mindert sich das Verbrechen doch. Sie haben das einmal gut in Worte gefaßt – das Ungeheuerliche wird ins Statistische transportiert, ich mochte diese Stelle sehr in Ihrem letzten Buch. Sie wissen, welche Stelle ich meine.«

Ich nickte. Er nickte.

»Wie dem auch sei. Ich besitze, aus irgendeinem Grund, Vertrauen zu Ihnen. Sollten Sie den Auftrag zu meiner Zufriedenheit abschließen, werde ich verschwinden. Es wird sein, als hätten wir uns nie getroffen. Ich habe nicht mehr lange zu leben. Sie können das Manuskript nach meinem Tod veröffentlichen, mit geänderten Namen, nach einer gewissen Zeit, es wird als Produkt Ihrer Erfindungsgabe gelten, vom Makel der Lohnarbeit befreit. Sie werden mir dankbar sein, vertrauen Sie mir auch.«

Seltsames ging vor. Von Brücken war aufgestanden und langsam um meinen Schemel herumgegangen. Seine Stimme war fester und fester geworden, zuletzt war sie von der gewinnenden Art eines Henkers, der dem Delinquenten versichert, er wolle es ihm so einfach machen wie möglich, es helfe ja nichts, man müsse da jetzt durch.

Er verfügte über die Gabe, an manchen Stellen sehr direkt,

ja grob zu werden, die Grobheit aber sofort wieder zurückzunehmen, dem Beleidigten aufzuhelfen, bis dieser die Beleidigung nicht nur verzieh, sondern die nachgereichte Entschuldigung beinahe als Auszeichnung empfand. Eine Taktik, die mir von diversen Verlegern her vertraut war.

Sein rechtes Augenlid funktionierte zeitweise nicht mehr richtig, hing schlaff, das Auge halb bedeckend, herab. Ansonsten bot er ein tadelloses Bild, schlank, hochgewachsen, die Gesichtszüge straff und gebräunt. Das granitgraue Haar schuppte ein wenig, hin und wieder wischte er beiläufig über eine seiner Schultern, immer nur über eine von beiden, die flüchtige Bewegung sollte nicht auffallen. Er trug einen betont schlichten dunkelblauen Anzug, ohne Krawatte, darunter ein kragenloses graues Hemd von fast priesterlichem Schnitt.

War es an mir, etwas zu sagen? Von Brücken zog eine Schublade des Schreibtischs heraus, stellte zwei Rotweingläser auf die ins Holz eingelassene Lederfläche.

Ob ich Lust auf einen guten Schluck hätte, fragte er und wartete meine Antwort nicht ab, schwenkte plötzlich eine Flasche in der Hand, die auf dem Boden gestanden haben mußte.

»Ein *Petrus 1912*. Haben Sie derlei schon mal getrunken?«

Nein, hatte ich nicht. Ich empfand die Frage als protzig bis demütigend, bis ich an seinem Lächeln ablas, daß sie so nicht gemeint gewesen war. Er schenkte beide Gläser halbvoll, reichte mir eines.

»Ich habe diesen Wein vor fast sechzig Jahren schon einmal getrunken, mein Vater ließ mich am Abend des 14. November 1944 einen Schluck davon kosten. Welche Verschwendung, damals. Ich trank, verständnislos, war danach leicht beschwipst, von Genuß konnte indes keine Rede sein. Wissen Sie, ich möchte ungern Metaphern bemühen, aber –«

Er nippte. »Oft scheint mir, daß die meisten Menschen das Leben trinken, wie ich damals als Vierzehnjähriger diesen Wein. Es wird einem gesagt, daß da etwas ganz Besonderes,

sehr Kostbares sei, und man gibt sich alle Mühe, nicht undankbar oder zu jung oder ignorant zu erscheinen, aber –«

Er führte den Satz nicht zu Ende. Es war auch nicht notwendig. Notwendiger vielleicht war zu erwähnen, daß jener Wein, der legendäre Petrus von 1912, zwar köstlich schmeckte, aber nicht so überirdisch, wie es seiner Legende entsprochen hätte. Es fällt mir schwer, das so zu sagen, aber – der Wein ließ mich reichlich kalt. Von Brücken las meinen Augen die Enttäuschung prompt ab, schmunzelte und sagte:

»Nicht wahr, es ist nur *Wein*?«

»Na und?«

Wie störrisch ich gewesen bin. Wie eitel.

Von Brücken stellte ein Tonband auf den Schreibtisch, schaltete es an. Und schaltete es wieder ab.

»Ich bin ungeduldig. Es ist heute abend nicht die richtige Zeit. Lukian wird Ihnen Ihr Zimmer zeigen. Falls Sie etwas benötigen, was Sie dort nicht finden – Lukian wird es Ihnen besorgen. Und haben Sie keine Bedenken. Lukian ist gewohnt, Wünsche jeder Art zu erfüllen. Morgen früh werden wir uns hier treffen. Und die Geschichte wird beginnen. Geben Sie dem Wein dann eine zweite Chance. Wenn man die überzogene Erwartungshaltung erst abgelegt hat, hält er, was seine Legende verspricht.«

War das nur auf den Wein bezogen oder wieder metaphorisch gemeint? Der alte Mann lächelte zweideutig. Als sei er die ganze Zeit im Raum gewesen, stand plötzlich Keferloher hinter mir, der Privatsekretär. Ich nickte kurz, bedankte mich, folgte Keferloher ins Treppenhaus, stellte, in meinem Zimmer angekommen, vor mir selbst klar, noch keinerlei Einverständnis signalisiert zu haben. Daß ich hier übernachten würde, war selbstverständlich, schon wegen des Wetters, das allein bedeutete nichts. Vielleicht hätte ich gerne ein paar Worte über das Honorar gewechselt. Von Brücken schien daran keinen Gedan-

ken zu verschwenden. Und warum verschwendete ich daran so viele Gedanken, wenn ich innerlich nicht längst zugesagt hatte?

Ein Roman. Den ich erst veröffentlichen dürfte, wenn von Brücken gestorben war. Den ich aber fertigstellen mußte, *bevor* er sterben würde, damit er ihn noch lesen könnte. Oder? Interessanter Punkt. Ich würde mich unter keinerlei Zeitdruck setzen lassen. Würde mich allzu feudalistischen Bedingungen strikt verweigern.

Das Zimmer, in das Keferloher mich führte, machte einen angenehm erkerhaften Eindruck, rund, mit kleinen Fenstern in zweieinhalb Himmelsrichtungen. Das Bett war groß, ein Tisch sehr breit, ein Sessel sehr bequem, ein Kühlschrank sehr voll. Der Fernseher konnte neunundneunzig Sender empfangen, es gab etliche Lampen, aus denen man sich passende Lichtverhältnisse herbeikombinieren konnte. Keferloher murmelte, ich könne mich mit all meinen Wünschen an ihn wenden. Er wies auf eine Klingel hin, über dem Bett. Der Koch würde mir jederzeit warmes Essen zubereiten, rund um die Uhr. In einem unsinnigen Reflex anezogener Bescheidenheit gab ich mich mit dem Vorhandenen völlig zufrieden.

Erster Tag

»Nein, Sie müssen nicht hodeln. Schreiben Sie an dem Buch, solange Sie wollen und müssen, ohne Rücksicht auf mich zu nehmen. Ich werde es vermutlich, höchstwahrscheinlich sogar, nicht mehr lesen können, leider, Sie haben dennoch mein vollstes Vertrauen. Ihr Honorar bekommen Sie in jedem Fall, selbst wenn Sie nur leere Seiten abliefern sollten. Ich glaube, unter diesen Bedingungen wird sich Ihr Stolz nicht allzusehr angegriffen fühlen und man kann, ausnahmsweise, den Begriff *vollstes Vertrauen* wörtlich nehmen. Stimmts?«

Ich nickte. Was blieb mir übrig? Das angebotene Honorar übertraf meine kühnsten Träume, würde mich mein ganzes Leben lang finanzieller Sorgen entledigen. Von Brücken senkte die Stimme.

»Solange ich lebe, sind Sie sicher. Danach könnte es sein, daß...«

»Wie bitte?«

»Daß Sie Schwierigkeiten bekommen. Es wird Personen geben, die nicht wollen... Lukian zum Beispiel. Er weiß, was Sie vorhaben, was *wir* vorhaben, und er heißt es nicht gut, glaube ich. Er würde es nie laut sagen, aber, wenn ich erst tot bin, wird er mich beerben, wir haben diese Abmachung, die ich einhalten muß und auch einhalten werde. Wenn ich also tot bin, könnte es sein, daß ihm dieses Buch, selbst mit veränderten Namen, mißfällt, wegen der Rolle, die ihm darin zukommt. Ich glaube nicht, daß er... naja, aber vielleicht wird er versuchen, Ihnen das Buch abzukaufen, mit all dem Geld, das ihm dann zur Verfügung stehen wird. Das könnte geschehen. Mein Vertrauen in Ihre künstlerische Eitelkeit, vielmehr in Ihre künstlerische Lauterkeit, ist groß genug, um diese Bedenken halbwegs

zu zerstreuen. Dennoch sollten Sie lieber, sobald Sie von meinem Tod erfahren, einen Ort aufsuchen, an dem man Sie nicht so leicht, sagen wir, *erreichen* kann.«

Er wußte, daß alles, was er sagte, meine Neugier nur vervielfachte, doch las ich in seinen Augen auch ernste Sorge. Nicht um mich, vielmehr um das Buch. Um seine Geschichte.

Draußen war das Schneetreiben zum Stillstand gekommen. Hin und wieder drang Sonne durch die Wolken und gab dem verrußten Saal ein behagliches Flair aus schlaffen, leicht vergelbten Schatten.

Das Tonband lief.

Die letzten Tage des Eispalastes

Stellen Sie sich eine kurzgeschorene, sehr gepflegte Wiese vor. Darauf ein Pavillon im pseudochinesischen Stil, darunter eine sehr gepflegte deutsche Familie im Sonntagsstaat: Der Vater, die Mutter, ich, etwa dreizehn Jahre alt, und meine Schwestern, die Zwillinge, drei Jahre jünger.

Dahinter ein großes Haus, eine große weiße Villa im Sonnenlicht. Es ist hell, eine fast gleißende Helle umgibt jene Menschen. Man sitzt um einen runden zartgrünen Marmortisch. Darauf stehen sechs Eisbecher mit Zitroneneis. Es sind sechs Stück, weil Keferloher zu Gast ist.

Keferloher war es, der in dieser Sekunde unserer Allacher Villa, der riesigen weißen Jugendstilvilla im Norden Münchens, den Namen *Eispalast* gab, scherzhaft, an jenem Augustnachmittag, an dem er mit meinen Eltern im Gartenpavillon Zitroneneis zu sich nahm und die Farbe dessen, was er aß, verglich mit der Farbe dessen, was er in der Sonne leuchten sah.

»Eispalast!« rief ich, trunken von dem schönen Wort, und meine schwesterlichen Papageien griffen es mit ihren grellen Stimmchen auf: »Eispalast! Eispalast!«

Cosima und Constanze hießen sie, benannt nach Komponistenwitwen. Ich nannte sie meistens Coco Eins und Coco Zwei.

Keferloher war damals geschäftsführender Direktor in den Fabriken meines Vaters, Fabriken für Metallverarbeitung und Vulkanisiermaschinenbau, die ein Jahr nach Kriegsbeginn auf die Produktion von Rüstungsgütern aller Art umgestellt worden waren. Mein Vater betrat die Gebäude so selten wie ungerne und ausschließlich zum Zweck der Repräsentation. Das Wort *Fabrikbesitzer* klang ihm verhaßt, als Beruf gab er stets, sogar bei den Behörden, *Architekt* an. Ohne je irgendwo ein Diplom abgelegt zu haben. Dennoch zu Recht. Wenn jemand für die Architektur gelebt hat, war es mein Vater; die Frage, ob er Talent besaß oder nicht, rückt in den Hintergrund vor so viel Passion. Er entwarf Kirchen, Brücken, Parkanlagen... Alles für die Schublade. Oder für eine ferne Zukunft – nach dem Krieg.

Im Eispalast waren eine Köchin, zwei Putzfrauen, ein Diener, ein Gärtner und drei Erzieher angestellt. Kein Chauffeur. Das lohnte sich nicht. Papa fuhr immer selbst, wenn er fuhr, auch wenn das unsere Mutter entsetzlich fand. Mama litt unter gelegentlichen Ohnmachtsanfällen. Niedriger Blutdruck. Das war ihr peinlich, aber ansonsten ging es uns gut, mustergültig gut. Ein viertes Kind hätte ihr das bronzene Mutterkreuz beschert; sie legte keinen Wert darauf.

Es ging uns so gut, daß Papa in jedem Jahr Familienfotos knipsen ließ und diese, wie Kunstwerke gerahmt, an die Wendeltreppe zum ersten Stock nageln ließ. Wir waren, glaube ich, tatsächlich eine Art symbolbefrachtetes Kunstwerk für ihn, und wenn eines von uns Kindern sich nicht kunstgerecht ge-

bärden wollte, tadelte er es mehr aus ästhetischen denn aus pädagogischen Motiven.

Meine Schwestern bekamen Klavierunterricht. Ich, weil ich mich wenig musikalisch gezeigt hatte, mußte die Posaune erlernen, ein Instrument, welches mein Vater als »auch mit geringer Neigung bald beherrschbar« ansah. Wenigstens *ein* Instrument zu beherrschen, sei für jeden Kulturmenschen Bedingung. Ebenso legte er Wert auf alte Sprachen sowie eine fundierte theologische Ausbildung. Nicht, weil er sehr gläubig gewesen wäre, sondern weil er die Theologie für den Nährboden eines, so drückte er sich aus, höheren philosophischen Auseinandersetzungswillens mit der Welt ansah, ähnlich heutigen Eltern, die ihre Kinder wieder zum Konfirmationsunterricht schicken, nur um sicherzustellen, daß aus ihnen später gute Atheisten werden.

Unser Familienleben wurde von meinem Vater raffiniert durchdacht, von meiner Mutter loyal unterstützt. Was sie nicht begriff, machte sie durch Gehorsam und Hingabe gut. Oft beobachtete ich Papa, wie er die Stirn senkte und, von der Auffassungsgabe seiner Gattin frustriert, Ablenkung in einem Teppichmuster suchte, wie er dann Trost dadurch empfing, daß jenes geborene Freifräulein von Hohenstein, ein solches war meine Mama, keiner Anordnung zu widersprechen wagte. Oh, ich begriff, welche Anstrengung meinen Vater jenes Dasein als Oberhaupt einer mustergültigen Familie kostete, begriff auch, welchen Stolz er am Ende eines Tages neben sein Kissen betete, er, dieser gebildete, künstlerisch veranlagte Mensch, der, nach schlichten Prämissen, alles Wesentliche geschafft hatte, der reich war, geachtet und geschmackvoll, der die Pflicht zum Nachwuchs in Einklang gebracht hatte mit einem Leben in geheimer Überhöhung. Gut, natürlich lüge ich hemmungslos, natürlich begriff ich es damals nicht wie heute, natürlich war ich ein undankbarer Pimpf, der sich unreine Reime auf alle Dinge erlaubte und feist in unbewußtem Wohlstand dahinlebte.

Meine Schwestern hatten Glück. Sie wären geistig ernsthaft nur ausgebildet worden, wäre *mir* etwas zugestoßen. So konnten sie dumm bleiben und sich an vielerlei kleinen Dingen freuen. Mein Vater machte keinen Hehl aus seiner Geringschätzung des weiblichen Geschlechts, jedoch tat er es als etwas Bedauerndes ab, was geändert werden müßte, wenn es denn je geändert werden *könnte*.

Insofern war er mit seiner Gattin recht zufrieden. Zeigte keine Ambition, ihr mehr zuzumuten oder beizubringen als nötig. Mich dagegen behandelte er wie seine liebste Rippe, aus der sein Ebenbild geschnitzt werden müßte. Weihte mich ein in die Mysterien germanischer Hochkultur – was ich damals, unter uns gesagt, todlangweilig fand.

Was mir mein Vater vor allem beibringen wollte, war eine Form der Würde, die in der Größe erhaben, in der Not stoisch reagierte, und sich immer um die eigene Wirkung mehr bewußt war als um das eigene Wohlergehen, ganz und gar auf Äußerlichkeit bedacht, so, als sei der Mensch nichts, ohne Menschen, die ihn beurteilten. Alles, was mein Vater tat, tat er wie unter Beobachtung einer strengen Jury, die Haltungs- und Charakternoten vergab. Individualität schien ihm etwas zu sein, dem man sich erst *nach* der Vorstellung, quasi in seinen Privaträumen hingeben durfte, selbst dann nicht unkontrolliert. Vielleicht bin ich zu hart im Zusammenreimen meiner Erinnerungen, aber mir meinen Vater ausgelassen vorzustellen, von reiner, lärmender Freude beseelt, dazu reicht meine Phantasie nicht hin. Ich glaube, er litt daran, daß er nie auf eigenen Füßen stehen mußte, daß er von der Wiege auf in eine Ordnung hineinwuchs, die zu verweigern es keinen vernünftigen Grund gab. Er mußte nie etwas aus sich machen, mußte nur zum bereits Vorhandenen passen, eine ihm angewiesene Leerstelle ausfüllen. Dies tat er mit Glanz und Bravour, und erst als seine Welt aus den Fugen geriet, fand er sich vor Entscheidungen gestellt, mit denen sein Denken nicht mehr zurechtkam.

Von seinen architektonischen Entwürfen wurde so gut wie nichts verwirklicht, was nichts besagt, da es ihm um die Realisierung seiner Ideen ja gar nicht ging. Seine Kreativität begnügte sich mit Papier, Rechenschieber und Bleistift. Mir, im Gegensatz zu den Papageien, zeigte er manchmal die Skizze eines Theaters, einer Parkanlage, einer Gartenbrücke. Ich war alt genug, um zu begreifen, daß ich diese Dinge noch nicht begreifen mußte, ja durfte, daß ich sie ausschließlich zu sehen bekam, um auf meinen Vater stolz zu sein, nicht, um über sein Werk ein Urteil abzugeben.

Mein Vater war ein Humanist und überzeugter Deutscher. Den Nazis gegenüber keineswegs von blinder Hingabe, dennoch aufgeschlossen, überrascht von ihren Erfolgen. Das deutsche Reich in den Grenzen von '42 nötigte ihm Vergleiche mit Rom unter Traianus ab. Er fand das auf gewisse Weise großartig, einmal äußerte er, sinngemäß, die Deutschen gäben dem Wort Geschichte seine alte Wucht und Dimension zurück.

Nun ja. Ich übte Posaune. Sehr ungern. Meine Mutter sagte mir, daß es nun mal so sein müsse. Weil es eben ist, wie es ist. Damals klang das logisch. Die Posaune besitzt den Vorteil, daß man lesen kann, während man bläst.

Einmal wurde ich beim Lesen vor lauter Posaunespielen ohnmächtig. Die Papageien rannten in mein Zimmer, nahmen mir das Buch weg, ich kam wieder zu mir, rannte ihnen hinterher. Unten an der Treppe stand mein Vater, mit dem Buch in der Hand. Es war *Justine*, vom Marquis de Sade. Ich hatte das Buch aus seinem *Giftschrank* gestohlen. Nun – er hätte mich nie geschlagen. Leibliche Berührung war ihm immer etwas unangenehm. Er verschloß das böse Buch im Giftschrank und redete zwei Wochen nicht mit mir. Vielleicht hatte er Angst vor einer Aussprache. Ich hätte ihn schließlich fragen können, weswegen *er* dieses Buch besaß.

Mama zeigte Sorge, daß ich von ihr die Neigung zur Ohnmacht geerbt hätte, und ich mußte fortan nicht mehr so viel

Posaune üben. Aber mit De Sade war's aus. Mir blieb nur ein medizinischer Atlas, mit dem Schemen eines weiblichen Körpers darin, der Harnröhre und Leber in derselben Farbe darstellte. Zwei Wochen später dann sagte mein Vater zu mir:

»Denk daran, daß du ein Deutscher bist. Dürer schaut auf dich herab!« Und er zeigte auf einen Druck in der Diele, Dürers Selbstbildnis, mit langem Haar, ich glaube, es war ein Ersatz, weil er Jesus nicht so ganz leiden konnte. *Dürer schaut auf dich herab!* Das wurde irgendwann, selbst für meine flachen Schwestern, zum geflügelten Wort, über das man heimlich lachte, beim Lachen aber Scham empfand und Verbotenheit. Wie man irgendwann aufs Feld geht und ruft: *Gott, du bist ein blöder alter Gauch!* Und kein Blitz fährt hernieder, weil Gott gerade nicht hingesehen hat. Dürer dagegen sah immer herab.

Daß ich von drei Privatlehrern unterrichtet wurde, war schlimm und langweilig genug, aber zu allem Übel war es meinem Vater eingefallen, mich, gegen meinen Willen und ohne Angabe von Gründen, vor der Hitlerjugend zu bewahren.

»Hast du eine Ahnung«, fragte er, »was ich unternehmen mußte, um dir das zu ersparen?«

Ich begehrte patriotisch auf, wollte Pimpf sein und in Zelten schlafen, liederschmetternd den Wimpel meines Fähnleins durch Wotans dunkle Wälder tragen. Und ein Fahrtenmesser haben. »Ich will aber! Alle sind dabei!«

Er duldete keine Diskussion, schob mich in die Arme meiner Mutter, die mir dringend riet, zu schweigen, es sei nun einmal, wie es sei, und nichts, was ich täte und sagte, könne die Entscheidung meines Vaters noch ändern.

»Glaub mir«, sagte sie stets, »ich kenne ihn länger als du.«

Sein Steckenpferd war romanische Architektur, speziell jene in Oberbayern, ich glaube, er träumte davon, daß die Architektur irgendwann einmal neoromanische Züge tragen könnte,

und er dann ihr staatsbeauftragter Experte und oberpriesterlicher Baumeister werden würde – eine Verrücktheit? Gewiß, aber in Anbetracht der Machtverhältnisse schien überhaupt nichts verrückt genug, um nicht eine gewisse dunkle Hoffnung zu erlauben. Vielleicht stießen die Nazis bei ihm deshalb auf Duldung – sie ließen so gut wie alles als möglich erscheinen, hatten die Welt aus der Bahn geworfen, ein simples Faszinosum des Neuen, das im Rückblick meist unterschätzt wird. Ich glaube, wer damals dachte, der Faschismus sei zwar etwas zu Verurteilendes, sei aber von solch überwältigender Kraft, daß er die Welt in den nächsten Jahrzehnten beherrschen werde, dem kann man nicht plump Dummheit vorwerfen. Wenig hätte gefehlt, und der Lauf der Geschichte hätte demjenigen Recht gegeben. Zu glauben, das Gute habe aus sich selbst heraus siegen müssen, ist Idiotie.

Zur Leibesertüchtigung spielte ich Tennis, dreimal die Woche, mit Volker, dem erstgeborenen Sohn Keferlohers. Er war vier Jahre älter als ich und deshalb als Auskunftsstelle in geschlechtlichen Fragen ungeeignet. Ihm war anzusehen, daß er mit mir Tennis spielen mußte, weil *sein* Papa der Vize von *meinem* war. Wir spielten schweigend, jeweils eine Stunde pro Tag. Ich habe im Leben nichts Blöderes gemacht, wenigstens nicht so regelmäßig.

Volker ist später an der Ostfront gefallen.

Der Krieg kam uns näher. Meine Erinnerungen nehmen zu. 1944, im März, wurde das Residenztheater total zerstört, im April Sankt Bonifaz, mit der romanischen Basilika Zieblands, die meinem Vater als Muster historischen Bauens gegolten hatte. Sowie die neuromanische Maximilianskirche, das Hauptwerk des Freiherrn Heinrich von Schmidt. Sogar die Details sind mir noch geläufig. Jedesmal weinte Papa. 1944. Das erste Jahr der Furcht. Vorher war es ein wirklich toller Krieg, ich würde lügen, wenn ich behauptete, es anders empfunden zu haben. Und nun: Phosphor, Feuer, Schrecken. Gelbe, graue,



Helmut Krausser

Eros
Roman

Taschenbuch, Broschur, 320 Seiten, 11,8 x 18,7 cm
ISBN: 978-3-442-73675-1

btb

Erscheinungstermin: Februar 2008

Alexander von Brücken, einer der reichsten Männer der Republik, hat nicht mehr lange zu leben. Er bestellt sich einen Schriftsteller in sein schlossähnliches Anwesen, der aus seinem Leben einen Roman machen soll. Dieses Leben ist von einer einzigen, bedingungslosen Obsession geprägt: der Liebe zu Sofie. Als Sofie von Brücken abweist, verwendet der sein ganzes Geld und seine ganze Macht, um Sofies Leben zu beobachten, zu begleiten – und zu manipulieren ...

 [Der Titel im Katalog](#)